

Nr. 290. Bromberg, den 20. Dezember. 1934

Die verliebte Winterfrische

von Gabriele von Sazenhofen.

(1. Fortsetzung.) ———

Der Kapitän warf diesen Andrang an Hausdamen, Kindermädchen, Köchinnen und Stubenmädchen etwas zusammen. „Na, komm nur ruhig näher! Wie heißt du denn?"

„Kofler, Mauritius."

„Also gut. Die Sache ist die: Wir brauchen einen fixen, verläßlichen Burschen." Der Kapitän sah ihn prüfend an. „Verläßlich wirst du doch sein?"

„Ei ja . . . da fehlt si nix."

„Wir werden es halt probieren mit dir. Du kriegst 25 Mark Lohn, und du kannst gleich eintreten. Ist dir das recht?"

Aber der Mauritius tat die finanzielle Frage mit einer großzügigen Geste ab. „Z' weng dem, da därfens Ihne nix antun! Da geben S' mir nur, was Ihne leicht dergraten. Mir brauchen kein Richter net!"

„Du scheinst ja wirklich ein anständiger und bescheidener Bursche zu sein. Du wirst nur noch einigen Schliff brauchen. Am 17., wenn der Betrieb angeht, kriegst du eine Art Livree und wirst „Boy" gerufen. Also abgemacht. Geh jetzt und besorge dir deine Sachen herauf, den Koffer oder was du halt hast."

Aber auch der Mauritius hatte seine ganz persönliche Höflichkeit und kam noch erst mit ausgestreckter Hand, die feuchtlich und unproportioniert groß aus einem zu kurzen Ärmel kam, sich zu empfehlen. Dann ging er langsam, den Teppichen ausweichend, zur Tür, um dort noch einmal tiefsinnig stehenzubleiben.

„Willst du noch was?"

„I woaß net . . . I moan, leider, i muß mers no . . . überleg'n."

Der Kapitän sah ihn durchbohrend an. „Was!? Du willst es dir noch überlegen? Das ist doch die verkehrte Welt, mein Lieber!"

Der Mauritius schwieg einsichtsvoll. Dann aber hob er seine kleinen, braunen Augen treuherzig und warm. „Sie warn mer g'wiß net z'wider . . . aber z'wegn mei'm christlichen Taufnam . . . wann S' mi halt am 17. nachhert auf . . . heidnisch rufn tan . . .! Da müßt i do erscht den . . . Pfarrer fragn. Ich moan halt . . . dös derlaubt er net." Er drehte melancholisch seinen Hut. Der Mauritius hatte in Haltung und Rede etwas, was auch den Kapitän vollkommen entwaffnen konnte.

Dieser lachte kurz auf. „Na, du bist ja ein Troddel! Boy ist doch nur eine . . . Berufsart, wie Schuster, Schneider, Roßknecht. Aber mir scheint, du bist ja wirklich ein vollkommenes Rindvieh."

Doch der Mauritius atmete erleichtert auf und schien auch in seiner Muttersprache nicht sehr empfindlich. So kam er nun, völlig erfreut, mit seiner großen Hand noch einmal Abschied nehmend, zurück. „Alsdann . . . san mers!"

Steff hatte mit Hilfe von Mauritius ein paar zusammengefallene Futterstellen wiederhergestellt im Walde und stieg jetzt oft mit seinen Skiern die steilen Schneehalden aufwärts oder suchte, durch die niedrige Verzweigung in den erstarrten Hochwald eindringend, nach den Brunftwiesener Grenzen. Der Wald, der dazugehörte, war ziemlich groß, aber es war ein totes Kapital und lieferte nur das Brennholz. Bis an die alten knorrigen Fichten kam nie eine Axt, denn die Abfuhrverhältnisse hatten schon vor Jahrzehnten jede Einnahme unmöglich gemacht. So stand er dunkel und unberührt da.

Der Kapitän hatte zwar seinen Gewehrschrank schon kontrolliert und geordnet und wäre ganz gern einmal auf den Fuchsen gegangen. Aber er war vor lauter Vorarbeit, die er selbstherrlich ganz allein durchführen wollte, noch nicht dazu gekommen.

Hingegen war Steff, seit die Arbeit im Hause vorüber war, fast jeden Tag draußen. Orientierend stieg er zugeschneite Wege, hie und da flüchtendes Hochwild auftreibend. „Na, na", rief er ihnen versöhnlich nach. Er war als Jäger nicht zu fürchten. Es machte ihm wenig Spaß. Die Viecher taten ihm leid.

So um 5 Uhr kam er dann meistens mit einem Bärenhunger heim zum Tee. Heute wieder in einem windigen, pfeifenden Schneetreiben, das das ganze Tal verschleierte und aus ein paar hellen Fenstern von Brunftwiesen in milchiger Dämmerung eine leuchtende Eisinsel schuf.

„Du, Franz, jetzt bin ich schon ein riesengroßes Stück unserer Grenzen abgegangen. Ich werde sie nächstens mit den Plänen vergleichen."

„Ja! Das wäre ganz gut. Es hat sich ja die letzten Jahre niemand darum geschert", seufzte der Kapitän. „Ich hab' inzwischen auf deine Verantwortung diese zwei Weiber fix angenommen und kommen lassen. Die Köchin und diese Raunztesen von einer Hausdame."

„Das machst du gut, Franz! Auf meine Verantwortung! Ich steck' ja auch in keiner drin."

Aber der Kapitän blieb heute überhaupt düster. Er nahm sich noch einen Schuß Rum in den Tee und war gegen seine Art schweigsam und in sich gekehrt.

„Wann sollen sie eintreffen? Den wievielten haben wir denn heute?" fragte Steff.

Darauf bekam er überhaupt keine Antwort mehr, denn es war der berühmte 17.

„Franz bist du krank?" fragte er seinen sanfmütig verschlossenen Bruder besorgt.

Aber der Kapitän rührte finster in seiner Teetasse. „Laß mich!" Ihn konnte die zivilistische Unpünktlichkeit des Schicksals gegen seine festgesetzten Termine wirklich wurmen und daß sein Bruder natürlich wieder recht behalten hatte. Denn trotz der Anstrengungen der letzten Wochen lag das Haus an seinem Eröffnungstage also wirklich dienstbotenlos und wenn möglich noch lautabgedichteter und unberührter denn je in seinem Schnee.

Mauritius trug große Holzscheite nach den Kaminen, denn es versprach eine kalte Nacht zu werden. Überall trieb

es Neuschnee an und machte alle Schnörkel der barocken Fenstergitter mit.

Um halb 7 Uhr ertönte plötzlich die Haustorglocke.

Mauritius schob kopfschüttelnd den Riegel zurück und schüttelte noch den Kopf, als er oben am Gang auf den jungen Herrn traf. „Es is aner unt'. A junger Bua. Im G'sicht schaut er her wia'r a Madel."

Steff kam noch ziemlich gleichgültig die Treppe herunter, aber an der Windung trat in seine Augen ein staunend interessierter Blick.

Unten in der Halle, noch ganz nahe der Haustür, stand eine junge Dame im Skidreß, verschneit und verweht. Eine dunkle Seidenlocke unter einer schiefsitzenden kleinen Wollmütze klebte dickbereift und glitzernd an einer glatten, kindlichen Stirn. Der Mund war rot aufgesprungen und zu einer Entschuldigung schüchtern liebenswürdig schon gelöst.

„Stefan Kauz", sagte er tiefernst und, noch wie aus den Wolken gefallen, mit einer leichten Verbeugung.

Sie lächelte abgekämpft entschuldigend und doch sehr erleichtert. „Verzeihen Sie, daß ich Sie störe! Aber ich habe mich verirrt. Ich kenne mich nicht mehr aus! Ich sollte einer kleinen Skigesellschaft nachkommen. Man hat mir alles genau beschrieben, aber ich muß mich doch vollkommen verlaufen haben, und es wurde auch so schnell dunkel bei dem Schneefall. Vielleicht kann mir hier jemand helfen oder die Richtung zurück sagen."

Selbstverständlich!" erklärte Steff sofort mit einer Hilfsbereitschaft und Begeisterung, die ihm gar nicht bewußt wurde. „Aber bitte, wollen Sie nicht wenigstens . . ."

Doch da erschien der Kapitän auch schon, von Mauritius verständigt. Ebenfalls überrascht, mit gemäßigter Energie, kam er dem kleinen, verschneiten Fräulein näher.

Steff erklärte seinem Bruder mit einigen Worten die Situation, trat dann etwas zurück, ihm den Vorrang lassend, prüfte indessen mit einer flüchtigen Bewegung seinen Scheitel und stand dann, männlich gelassen, dabei, unwillkürlich in seiner Haltung mehr gesammelt.

Der Kapitän machte in der raschen Erkenntnis, daß man es hier mit einer Dame zu tun hatte, eine kurze militärische Verbeugung, traf aber im Laufe des Gesprächs und in Anbetracht einer solchen Jugend und Dummheit sofort seine zielbewußten Entscheidungen. „Na, das ist ja eine schöne Geschichte! Das hätte bös ausgehen können! In Ihr Hotel heute noch zurück, um den halben Berg herum, das stellen Sie sich kindlich vor. In der Nacht, bei dem Wetter, das ist doch ausgeschlossen!" Dieses Konkurrenzunternehmen über dem Huckenkogel hatte er überhaupt am Zug. „Aber Sie können ja hierbleiben! Hier passiert Ihnen nichts!"

„Ja . . . Aber . . . man wird in Angst sein!"

„Da werden wir eben von hier aus anrufen! Ich kann das gleich für Sie besorgen!"

„Ach . . . bitte! Leni Keller . . . und man möchte meiner Kusine ausrichten, daß ich mich verlaufen habe, daß ich aber hier bin und mir nichts geschehen ist."

„Gut! Wird gemacht!"

Leni begann inzwischen stark zu schmelzen. Eigentlich sah sie wirklich herzig aus in ihrer flüssig gewordenen Verzuckerung.

Der Kapitän betrachtete sie mit zusammengezogenen Brauen und auch die Wasserl, die sich bereits unter ihr gebildet hatten. „Vor allem müssen Sie das ganze Zeug da vollkommen ablegen."

Sie sah ihn mit einem konsternierten Augenaufschlag aus großen graugrünen Augen an und beteuerte, daß sie das nicht könne, denn sie hätte ja nichts anderes mit. „Das wird schon trocknen! Mir macht das nichts! Ich bin nicht sehr empfindlich! Nur leider hier . . . der ganze Boden", meinte sie bedauernd.

„Ach", sagte Steff mit einer liebenswürdigen Handbewegung, „das ist das wenigste!"

Aber der Kapitän wurde väterlich energisch: „Wollen Sie noch eine Lungenentzündung haben? Was? Wir könnten Ihnen ja etwas leihen!" Er sah prüfend an sich hernieder. „Oder vielleicht von dir, Steff . . ."

Leni war mittelgroß, aber noch recht unentwickelt schlank. Das Größen- und Breitenverhältnis zwischen ihr und Steff schien doch auffallend stark zu differieren.

„Ja, also bitte . . . Nur kein langes Hin und Her!" drängte der Kapitän. „Wie viele patschnasse Leute habe ich in meinem Leben schon aufgefischt und gerettet! Da heißt es immer nur, rasch handeln." Sie sah ihn erstaunt und bewundernd an. „Gehen Sie nur mit meinem Bruder! Der wird Ihnen schon das Richtige geben."

Steff war durch diesen heiklen Auftrag allerdings etwas beunruhigt. Er durchflog im Geiste rasch seine ganze Garderobe.

Der Mauritius war inzwischen auch wieder dazugekommen. „Göln S'!" mahnte er sanft im Vorübergehen den Gast. „Gengan S' halt neben dem Tebichläufer auffa! Sunstn schaut's wieder glei goar so aus!"

Der Kapitän warf ihm einen unverständlich strafenden Blick zu, kam aber nach einiger Zeit zu ihm in die Küche. — Seit der Eröffnung mußte man auf solche Überfälle gefaßt sein. — „Mauritius! Zieh dich anständig an! Mach' dann sofort auf Zimmer 5 Feuer! Am Abend werden einige Gulaschkonserven heißgemacht. Tischdecken werd' ich selbst. Darum brauchst du dich nicht zu kümmern. Aber einen Glühwein mußt du machen. Weißt du, was das ist? Haben wir Gewürz im Hause?"

„Ah jo! G'wirz ham ma scho!"

„Dann nimmst du eine Flasche Wein herauf, vom roten, und machst ihn in einem Topfe heiß! Verstanden? Und gibst die verschiedenen Gewürze hinein: Zimt, Nelken, et cetera. Hast du aufgepaßt? Mach' keine Dummheiten!"

Inzwischen standen in Steffs Zimmer, in dem er vor allem erst den Kronleuchter eingeschaltet hatte, die Türen eines riesigen, in die Tapetenwand eingelassenen Garderobeschrankes weit offen, und er selbst verschwand schlank abgebogen mit Kopf und Schultern darin. Endlich fand er den gesuchten Pullower, der ihm immer etwas knapp war.

Er richtete sich wieder auf, mit einem halben Lächeln um den großen, männlich charakteristischen Mund, der in einer unbestimmten Verbindung gleichzeitig noch etwas sehr Weiches hatte.

„Ich glaube, so etwas dürfte am ehesten passen! Das schmiegt sich doch irgendwie an! Dahier ist es mit einem Reißverschluß zu schließen!" machte er sie noch mit den weiteren Vorzügen vertraut, während Leni mit schimmernden Wimpern nickend auf seine erklärenden Hände sah und doch schon langsam zu zittern begann vor Frost. „Ja . . . und . . ." sagte er schnell, mit einem möglichst unauffälligen Blick ihre Gestalt abschätzend, denn jetzt kam etwas sehr schwer zu Lösendes. Er schob quietschende Kleiderhaken hin und her und zuckte ratlos die Schultern. Endlich dreht er sich ihr wieder zu: „Vielleicht... diesen da..." Er hatte eine Knickerbocker taktvoll gerollt. „Sie ist beinahe nicht getragen! Und... es bleibt schon nichts anderes übrig..."

Leni mußte trotz einer leichten Befangenheit, die er durch sein vorsichtiges Angebot zwischen ihnen erzeugt hatte, plötzlich laut lachen, und dieses Lachen erleichterte auch in der Folge noch sehr die Beendigung der Toilettenfrage. Bei seinem Wäscheschrank zögerte er noch einen Augenblick, denn sie dürfte voraussichtlich bis auf die Haut durchnäßt sein. Sein Bruder Franz hätte einfach ohne viel Federlesens darnach gefragt, aber er sagte dann doch nur: „Haben wir jetzt wirklich alles? Fehlt Ihnen nichts mehr?" Und da sie das gleich verneinte, fühlte er sich in einem weiteren Samariterdienst vorläufig ausgeschaltet. Er löschte wieder das Licht und führte sie, die Sachen über dem Arm und ein Paar Lackpumps von seinem Smoking in der Hand, über den Gang hinüber zu den Fremdenzimmern.

Da kam ihnen auch schon Mauritius entgegen. „'s is scho g'heizt auf Zimmer 5! 's wird scho woarm", berichtete er.

Steff überzeugte sich noch selbst davon, ob alles in Ordnung war, und klopfte die Fensterriegel auch noch gut nach. Auf der Treppe aber überlegte er und griff den Mauritius auf. „Komm mal mit!" Dann nahm er in seinem Zimmer doch noch ein paar Wäschestücke aus seiner Kommode, wickelte alles in ein Stück Papier, während der Mauritius tiefsinnig schauend dabeistand. „Trag' das doch noch rasch hinüber auf Zimmer 5. Für alle Fälle!"

Der Mauritius nickte verständnisinnig. „Is e woahr! Dös werm ma glei ham!"

Leni klopfte indessen mit noch roten, frierenden Händen den blaugeflammten runden Kachelofen ab und ließ dabei die Augen wandern. Von einem Hotelzimmer war es so verschieden wie Tag und Nacht. Mit seiner gestreiften Tapete in Blau und Gold, dem weiten Empirebett auf Löwenpranken und dem Familienbild eines alten Herrn in Allongeperrücke. Nur daß der goldgerahmte Stehspiegel mit

einem ganz niederen Marmorsims für Bürsten und Kämme, nach dem Fenster zu schließen, bei Tage gegen das Licht stehen würde, war etwas bedauerlich.

Sie hatte ihr weiße Wollmütze abgenommen und auf einen Hocker gelegt. Sie war noch immer naß wie ein Schwamm und begann auf einem Knie, mit vorfallender Stirnlocke, die Riemen ihrer Skier aufzumachen.

Da klopfte es. Sie stand nochmal auf und kam zur Tür: „Ja, bitte! Wer ist es denn? Herein!"

Aber der Mauritius kam gar nicht als ganzer. Es kam nur sein Arm, mit einem Paket winkend: „Da ham S' no a Hemd und a Unterziaghosn vom jungen Herrn!"

Leni hielt unentschlossen, ganz betroffen, das Paket in den Händen und starrte die Tür an, während sich der Mauritius schon längst wieder befriedigt entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht im Granattrichter.

Skizze von Josef Stollreiter.

Das war nun nicht gerade eine frohe Botschaft, daß wir die heiligste Nacht der Christenheit in einem Granatloche auf weitvorgeschobener Feldwache im blutgetränkten Erdreich der Somme verbringen sollten. Wir hätten wahrhaftig die Köpfe hängen lassen mögen, wenn das nicht einfach unmöglich gewesen wäre für einen, der den Rock des Vaterlandes trug. Und irgend eine Abteilung von vier Mann mußte ja da vorne liegen und Ausblick halten, wenn es auch nicht gerade schön erschien, den etwas ungebärdigen Franz Mittelstädtner mitnehmen zu müssen, der immer so tat, als sei ihm alles, was mit Religion und höherem Menschentum zu tun hat, in der tiefsten Seele verhaßt.

Nette Aussichten, doch es gab ja keinen Ausweg — also hinein in den Schlamm! — —

Es war Heiligabend, der zweite Tag in der ewig rieselnden Nässe. Die Erde war zum Moor geworden; von den Rändern unseres Granattrichters lösten sich zuweilen regensatte, schwere Lehmbrocken und kollerten uns auf die Köpfe. Tagsüber mußten wir, trotz der unsichtigen, diesigen Witterung, regungslos liegen bleiben, denn der Feind durfte ja um keinen Preis wissen, daß hier ein Vorposten nistete. Auf dem Grunde unseres Trichters sammelte sich das Regenwasser und stieg immer höher und höher. Es rann mit lieblichem Glucksen in die Stiefel und durchnäßte uns bis auf die Haut.

Mir ging immer eine einzige Melodie aus Kindertagen im Kopfe herum:

Einmal werden wir noch wach,
Heißa, dann ist Weihnachtstag!

Die Heilige Nacht war angebrochen. Dicker Nebel kroch über das Niemandsland, daß nicht die Hand vor den Augen zu sehen war.

Nun konnten wir uns endlich daran machen, mit den Stahlhelmen vorsichtig das Wasser aus der Trichtersohle zu schöpfen, über den Rand zu gießen und dann den von Nässe und Regungslosigkeit steifen Gliedern etwas Nahrung zuführen. Kalte Platte natürlich.

In unsere irdische Betätigung des Kauens hinein zog plötzlich einer die Leuchtuhr und sagte aus vor Rührung rauher Kehle: „Acht Uhr! Jetzt stecken sie zuhause den Christbaum an und singen: Stille Nacht, heilige Nacht!"

Beschämt hörten wir auf zu essen und schauten zum Himmel empor. Nicht ein Stern, kein Schimmer, nicht einmal eine Leuchtkugel — nichts, nichts.

Totenstille.

Waren wir vier allein in der Welt? Hatte eine ungeheure Katastrophe alle Kreaturen des Erdballs verschlungen und nur uns vergessen? Schauerlich, zu denken: Es ist Christnacht — und alles tot! Grauenhaft das Gefühl, lebendig unter einem Bahrtuch zu schmachten, das zu lüften die Kräfte der ganzen Menschheit nicht ausreichen!

Heimat! Goldene Heimat! — Die Köpfe über den Trichterrand erhoben, lauerten wir in die Finsternis — aber unsere Herzen hämmerten in hymnischen Takten: Stille Nacht! Heilige Nacht!

„Schneider, nehmen Sie doch mein Kochgeschirr" — es war nur heimlichstes Geflüster möglich, namentlich in der hellhörigen Nacht, die ohnehin jeden armen Laut verzehnfachte — „da sind vier kleine Weihnachtsbäumchen, verstehen Sie, mit kleinen Lichtern — so, ja — die bauen wir in die Trichtersohle. Zwei Zeltbahnen darüber auf Stöcken. Das geht.

So, und nun — Meier und Mittelstädtner: Augen scharf gegen den Feind! Passen Sie auf, Schneider! Ich krieche unter die Zeltbahnen und stecke die Bäumchen an, und Sie halten die beiden anderen Zeltbahnen so, daß um's Himmels willen kein Lichtschimmer herausfällt. Und decken Sie mich auch vollkommen, wenn ich wieder herauskrabble! Können wir uns auch nicht direkt am Anblick der Lichter erfreuen, so wissen wir doch, daß sie da sind und brennen! Wenn etwas los ist, brauchen wir nur die Stöcke umzustoßen, und die nassen Zeltbahnen drücken die Lichter sofort aus!"

Es gelang. Selbst der brummige Mittelstädtner bestätigte, daß kein Schimmer zu sehen war.

Und ganz leise, hauchleise, Augen gegen den Feind, Faust um den Kolbenhals, sangen wir drei das Christnachtlied und dachten an die kleinen, goldenen Lichtersterne, die unter den nassen Zeltbahnen brannten. Ein feiner, süßer Kerzengeruch mischte sich in den stinkenden Nebel.

Das Märchen wehte selig durch Niemandsland . . .

Plötzlich ein Rascheln: Und wieder und wieder. — „„Sssst! Die Stöcke um!"

Gewehre entsichert, Finger am Abzug! Kein Atemzug mehr. Nur Auge und Ohr.

Da — da sind sie — hart an unserem Trichter ziehen sie vorbei! Zwei, vier, sechs, acht und ein Offizier. Franzosen . . .

Wir begreifen nicht, daß sie unsere Augen nicht glühen sehen, den feinen Kerzengeruch nicht wittern.

Sie verharren, unsere Herzen stehen still. Eine einzige Handgranate hätte uns in dem engen Trichter alle vier erledigt.

Hart über die Erde gebückt schieben sie sich weiter, schattenhaft wie Hirngespinste. Ha, sie glauben in der Weihnachtsnacht wären wir am leichtesten zu überrumpeln.

„Da habt ihr euern Weihnachtsrummel!" brummte Mittelstädter. „Einen Dreck ist eure Weihnacht wert!"

„Sssssst!" Heraus aus dem Trichter. Wir müssen ihnen den Weg abschneiden — aber möglichst so, daß sie nicht wissen, woher wir kommen, und unser Postennest nicht verraten wird.

Wie Gedanken huschen wir über den glitschigen Schlamm. Lautlos, alle Nerven angespannt. Da stolpert Mittelstädtner über irgend etwas und flucht und schimpft.

Im selben Atemzuge fast bekommen wir Feuer. Glücklicherweise zu hoch oder zu kurz in den klatschenden Lehm. Schreie, Handgranaten, Schüsse — — wir sind aneinander. Leuchtkugeln zischen empor, aber der dicke Nebel verschlingt sie wie Glühwürmchen. Wir dringen vor, wutgepackt, stoßen auf Tote und Zerrissene. Die anderen sind fort, vom Nebel eingeschluckt. Ein paar Granaten ziehen hoch über uns hinüber und herüber. Ein hurtiges Flachbahngeschoß haut in der Nähe ein, daß Dreck und Eisen spritzen, und seine Feuergarbe lodert gespenstisch empor, gleich einer üppigen, mächtigen Flammenrose.

Wir lachen grimmig und bitter auf. Und zuhause brennen die Lichterbäume und singen die Kinder: Stille Nacht . . .

Als wir sammeln, fehlt Mittelstädtner. Vielleicht ist er schon wieder in unseren Trichter zurückgekehrt. Aber der ist leer. Nur ein Hauch feinen Kerzenduftes lagert noch über ihm.

„Schneider — beziehen Sie Posten! Meier und ich suchen Mittelstädtner."

Wir tappen herum, lauschen, bohren die Augen in die Finsternis — nichts, nichts. Er wird doch nicht gefangen sein? Aber nein, das hätten wir gehört. Gefangennehmen läßt Mittelstädtner sich nicht so leicht. — Wir schlagen die Richtung nach der Kampfstelle ein, finden die toten Franzmänner, aber keinen Mittelstädtner.

Plötzlich ein Stöhnen. Ganz nahe. Wir tappen vorsichtig darauf zu. Sehen, finden nichts. Hören nichts mehr. Angst sitzt in uns, sperrt sich in allen Blutstropfen. Wir kriechen auf allen Vieren durch den Schlamm, fassen fast gleichzeitig alle beide in Erdbrocken, die warm sind von strömendem Blute . . .

Mittelstädtner. — Er gibt keinen Laut.

Wir nehmen die Taschenlampen, decken die Hände drüber, und lassen sie, trotz allem, aufzucken. Die Beine von

Granatsplittern abgefetzt, die Brust weit, weit aufgerissen. Der fast nur gehauchte Lampenstrahl fängt sein Auge auf, das voll brennendem Bitten steht und doch schon weit, jenseits alles Irdischen ist. Seine Lippen bewegen sich und beben in das fast draufgeßreßte Ohr:

„Legt mich — zu den Lichtern — unter der — Zeltbahn — und — singt mir das Lied —"

Unsere Lampen erlöschen — so packt uns der Schmerz. Mittelstädtner, dein Wunsch soll erfüllt sein!

Mühsam tragen wir den Todwunden in unseren Trichter, ganz überronnen von seinem Blute. Wir betten ihn auf die Trichtersohle, stellen in fieberhafter Hast die Stöcke auf, richten die Miniaturbäumchen zurecht: Die Zeltbahnen darüber, und dann die winzigen Kerzen noch einmal angesteckt.

„Und leise, ganz leise — die Augen gegen den Feind gerichtet — singen wir die Ode der Christenheit: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Und die Lippen des Sterbenden zucken, als wollten sie mit letzter, ausgeschöpfter Kraft mitsingen.

Und als das letzte der winzigen Flämmchen verzuckt, ist auch sein Leben dahin.

Dor und der Zufall.

Skizze von Hans Wörner.

Das ist ein nebliger und nicht sehr freundlicher Morgen im Dezember. Die Heizung in Kerks Zimmer knackt erst von der ersten Vormittagsarbeit des Mannes an den Kesseln im Keller. Was durch die Fenster in die Stube schimmert, verdient noch nicht, Licht genannt zu werden. Es ist alles so, wie es einem jungen Mann den Gedanken geben kann, bis zum Mittagbrot im Bett zu bleiben.

Aber Kerk sitzt schon an seinem Schreibtisch und führt seinen Füllhalter reihauf und reihab über den Briefblock. „Du sollst Deinen Sonntagsbrief haben, Mui, obwohl es heute weder ein rechter Sonntag ist, noch einer, an dem ich nicht etwas Wichtiges vorhätte. Sicher möchtest Du wissen, was ich heute treiben werde. Ich werde trotz des Nebels heute in das Land fahren, vielleicht nach den kleinen Städten im Oderbruch oder nach Goslar, ja vielleicht schreibe ich Dir heute noch eine Karte vom Brocken. Mui, ich habe mir nämlich ein Automobil gekauft. Erschrick nicht, liebe Mui! Übrigens habe ich es alt gekauft, in einer der großen Gebrauchswagenhallen, in denen alte Automobile in endlosen Reihen zwischen zwei Besitzern schlafen. Gestern habe ich es abgeholt, heute will ich zum ersten Male mit ihm los. Du wirst einsehen, Mui, daß dieser Brief daher etwas kürzer ausfallen muß . . ."

In der Garage neben dem Hause, in dem Kerk wohnt, ist es fast wärmer als droben in Kerks Stube. Vielleicht soll ich den Wagen erst waschen, überlegt Kerk. Vielleicht soll ich den Sonntag überhaupt daran wenden, ihn einmal von oben bis unten durchzusehen. Wo ist zum Beispiel der Wagenheber, das Montiereisen, der Ablaßhahn für das Kühlwasser. Kerk, mit blanken Augen und roten Wangen, klettert auf die Hintersitze und faltet das Verdeck neu, stöbert am Wagenboden und sucht die Batterie, kriecht unter das Armaturenbrett und möchte wissen, wo der Brennstoffhahn steckt. Und ganz plötzlich sitzt Kerk auf dem Platz neben dem Steuer und liest einen gefundenen Brief . . .

Er liest ihn dreimal; es muß ein sehr interessanter Brief sein, den er da aus der Seitentasche des Wagens gezogen hat. Er ist auf einfachem Papier geschrieben, den ganzen Bogen bedecken große, steile Buchstaben. Bisweilen muß Kerk sich dicht über die Zeilen beugen, weil der Tag auch in der Garage nicht lichtreicher ist als droben in seiner Wohnung. Er sieht also näher hin, der junge Kerk, er liest den Brief zum vierten Male. „Ich kann weder meine Wohnung noch den Wagen halten, Mutter. Ich habe schon eine neue Wohnung, die billiger ist, und den Wagen bringe ich heute zu einer Firma, die dazu gegründet ist, alte Wagen weiter zu verhandeln. Dreihundert Mark ist mein Peterle noch wert, sagen die Leute dort. Für dreihundert Mark kann ich eine ganze Weile leben, bis ich eine neue Stellung habe. Sorg' dich nicht, Mutter, ich finde schon eine, die Zeiten sind längst nicht mehr so schlecht, und einen Wagen werde ich mir schon wieder einmal kaufen können, später, nach einem Jahr oder zweien, es eilt ja nicht. Und schreib du mir jetzt keinen sorgenvollen Brief, alles ist nicht so schlimm! Schreib nur bald ein Kärtchen in meine neue Wohnung, weißt du: so zum Empfang für mich! Greifswalder Straße vierzig! Und drück' deine Daumen für deine Tochter Dor . . ."

Kerk hat den Anfang des Briefes schon wieder in der Hand, um ihn zum fünften Male zu lesen. Er runzelt die Stirn dabei, er rückt in seinem Sitz dabei ein wenig hin und her. Kerk tut ganz, als sei ihm etwas wenig recht und sehr unbequem. Er steigt aus und betrachtet den Wagen ganz von neuem. Also du hast da einem Mädchen gehört, und Dor hieß sie auch noch. Warst zu teuer im Futter und wurdest abgeschafft. Na, alter Kerl! Kerk steckt den Brief in die Rocktasche. Steht einen Augenblick still und holt ihn wieder heraus. Und steckt ihn in das beste Fach seiner Brieftasche.

Und dann lacht der Kerk! Er räumt den Wagen zurecht und wirft den Motor an. Er öffnet die Garage und fährt auf die Straße, steigt aus, um das Garagentor zu schließen, beeilt sich sehr, knöpft seine Handschuhe im Laufen und fährt davon . . . Und Kerk mit seinem gebraucht gekauften Wagen, der wirklich noch ganz gut läuft, wenn man ihm nur tüchtig ins Kreuz tritt, fährt, kurvt, hupt, wartet vor roten Ampeln und schmuggelt immer schon beim gelben Licht ein paar Meter hinter sich. Und er fährt nicht zum Brocken und nicht in das Oderbruch. Er weiß überhaupt nicht recht, wohin er fahren wird. Zunächst in die Greifswalder Straße . . .

Ich selbst habe ihn dort noch gesehen. Sein Wagen stand brav an der Seite des Fahrdammes, als ich vorbeiging. Und der Kerk kam aus einem der nicht gerade recht schönen Mietshäuser heraus und ging, den Schlüssel des Wagens in der Hand schlenkernd, quer über den Damm auf seinen Wagen zu. Neben ihm ging eine junge Dame. Sie lächelte ein wenig verlegen. Und ehe sie neben Kerk in den Wagen stieg und sich von ihm eine Decke um die Knie wickeln ließ, schlug sie einen Bogen um den Wagen und betrachtete ihn.



Bunte Chronik



Drei Jahre Millionär, ohne es zu wissen.

Seit Jahren schon lebte der Metzgermeister X. in Ypern, und sein Leben war so unauffällig, wie das seiner Mitbürger. Er besorgte sein Geschäft, arbeitete fleißig und — spielte nebenbei noch Lotterie. Als er vor wenigen Tagen einmal in den alten Losen, die er noch gesammelt hatte, kramte, fand er u. a. auch eins aus dem Jahre 1931. Damals hatte er sich nicht weiter um die Ziehung gekümmert, „weil er ja doch kein Glückspilz sei". Um so größer war sein freudiger Schreck, als er jetzt feststellen konnte, daß das Los mit einem Gewinn von 1 Million Franken herausgekommen war. Die Summe wurde ihm sofort ausgezahlt, und der biedere Metzgermeister, der schon drei Jahre Millionär war, ohne es zu wissen, zog beglückt nach Hause.

Die kluge Schildkröte.

Durch einen Zufall konnte man sich von der Tatsache überzeugen, daß die Schildkröte über einen geradezu erstaunlichen Orientierungssinn verfügt. Vor Jahren wurde in der Südsee einmal eine Schildkröte gefangen und abgestempelt. Man nahm das Tier auf dem Schiff mit, doch wollte der Zufall, daß es sich während der Seereise ein Vorderbein brach. Aus diesem Grunde entschloß man sich, das Tier in der Nähe von England kurzerhand wieder ins Meer zu werfen. Jetzt wurde vor einiger Zeit an genau der gleichen Stelle in der Südsee die gleiche Schildkröte gefangen, die man einmal nach dem Stempel, zweitens nach dem inzwischen geheilten Knochenbruch identifizieren konnte. Damit ist der Beweis erbracht, daß das Tier in geradezu erstaunlichem Orientierungssinn die ungeheure Reise durch die Meere von England zur Südsee zurückgelegt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.